

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Rheingauer Bote.

Verlag von Anton Meier in Radesheim a. Rh.

1915. * Nr. 32

Aus Mangel an Beweisen.

von Gabriele, Baronin von Schlippenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Die Nizza reisten sie nach Bozen. Es war gerade die schönste Zeit für dieses herrliche Fleckchen Erde; alles stand in Blüte, und die Berge in ihrer erhabenen Schönheit trugen noch weiße Kuppen. Sie stiegen im „Schwarzen Greif“ ab und machten im Wagen oder

zu Fuß die kurze

Reise zum

Wald der Flit-

ten heim.

Er schaute sich nach

dem

Wald zu sehen.

Er

erwarteten

in Pots-

die Villa lag in

der schattigen

den und hohen

geben.

Metachen, da

Mutter umarmte ihre Tochter und drückte Hans zwei

Küsse auf die Wangen, die er sich gefallen lassen mußte.

und als die beiden Frauen vorangingen, fragte er leise: „Wie bist du mit der Meta ausgekommen? Sie ist arg verhöhnt!“

„Sehr gut“, entgegnete Strebliu, die Wahrheit verheimlichend.

„Na, das freut mich, lieber Sohn, dann ist alles gut.“

Die Villa war geräumig. Mit Stolz zeigten die Eltern dem jungen Paar die überladenen möblierten Zimmer. Man hatte nicht auf den Preis gesehen, mein Gott, man hatte es ja dazu. Hans' Geschmack war nicht berücksichtigt worden; er hätte es gern weniger glänzend gehabt. Nur in seinem Arbeitszimmer hatte

er darauf bestanden, die alten soliden Möbel aus seiner Junggesellenzeit beizubehalten: den großen eichenen Schreibtisch vom Vater, seinen Gewehrschrank, die hohen, geschnittenen Stühle. Die Bilder seiner früh verstorbenen Eltern standen auf dem Schreibtische, darüber hing ein großes Bild von Meta in schwerem, vergoldetem Rahmen; es war während ihrer Brautzeit gemacht. Sie trug ein tief ausgeschnittenes Ballkleid; der Ausdruck ihres vollen Gesichtes schien zu sagen:

„Seht mich an, ich habe erreicht, was ich wollte!“

Warum dachte Strebliu heute an das Kabinettbild Margareten's, das er ihr bei der Lösung der Verlobung mit ihren Briefen und einigen von ihr kunstvoll gestickten Sachen zurückgeschickt hatte? Wie vornehm und fein sah sie in dem Wiener Schneiderleide aus, das ihre schöne Gestalt hob.

Er seufzte leise.

Mama Gerstner hatte eine perfekte Köchin, eine Kammerjungfer und ein Stubenmädchen engagiert, und der Burtsche Strebliu's kam dazu.

Hans ging in den Pferdestall. Dort standen seine beiden Reiterpferde, und die Hühnerhündin Diana sprang ihm freudig bellend entgegen. Es war doch eigentlich schön, das alles zu besitzen; als armer Infanterieleutnant hatte er oft davon geträumt. Seine



Generalleutnant v. Aneuß,

der sich bei der Eroberung von Przemyśl hervortat. (Phot. Stemmen.)

erwarteten

in Pots-

die Villa lag in

der schattigen

Stimmung erheiterte sich, und er ging in den Speisesaal und saß zum erstenmal an seinem Tisch.

Mama Gerstner führte das große Wort. Sie sprach laut und nicht immer gewählt. Sie war nicht sehr gebildet und man merkte es ihr an, daß sie aus kleinem Kreise stammte. Wie sie so breit und selbstzufrieden dasaß, mit dem dicken, rotgefärbten Gesicht, und wie sie mit der fleischigen, von Ringen funkelnden Hand lebhaft gestikulirte, fiel Hans die Ähnlichkeit mit seiner Frau auf. Es war derselbe rotblonde Typus, bei beiden „Tizianisches Rot“, wie Frau Gerstner stolz behauptete.

„Meta wird ebenso werden“, dachte Hans.

Beim Kehrtreten goß der Burche Sekt in die hohen Kristallfelle, und der Schwiegerpapa hielt eine Rede auf das junge Paar. Er fing hochtrabend an, verwirrte sich und fing an zu weinen.

„Höre auf, Adolf“, sagte seine Frau, „proßt, proßt, proßt!“ tief sie überlaut und stieß mit Meta und ihrem Manne an.

Sie wollte ihren Schwiegerohn umarmen. Er sah es kommen und verhinderte es, indem er sich über ihre rote Hand beugte und sie küßte.

Der Burche trug die neue dunkelgrüne Livree, auf den silbernen Knöpfen die siebenperlige Freiherrnkronen, die auch sonst in aufdringlichster Art überall, wo es anging, angebracht war: am Büfett, an der Kredenz, an der großen Standuhr, auf den Stuhllehnen, den Läufern und dem Serviertisch. Und unter der Krone prangte das Streblinsche alte Wappen: die drei Rosen. — Man sollte ja nicht vergessen, daß die geborene Gerstner jetzt „die Baronin“ war.

Metas Eltern sind fortgefahren, das junge Paar ist allein. Sie sitzen im Garten in der schattigen Laube. Es ist eine linde Frühlingsnacht, der Mond sieht fast rund am Himmel; irgendwo fängt eine Nachtigall zu schlagen an. Ringsumher Frühlingsduft.

Hans ist eigen zumute. Träumend sitzt er da; die erloschene Savanna in den Fingern, blickt er wie ein Fremder um sich. Das also ist sein Heim; hier wird er fortan leben. Und da neben ihm ist seine Frau.

Meta sieht ihn an und fragt: „Woran denkst du eben?“

Er überhört es. Da wiederholt sie etwas ungeduldig dieselben Worte.

„Ich denke daran, daß wir ein neues Leben anfangen“, entgegnet er ernst, sie an sich ziehend. „Nicht wahr, wir wollen Rücksicht miteinander haben und glücklich werden.“

Sie ist in weicher, freundlicher Stimmung. Sie küßt ihn stürmisch statt aller Antwort.

In Menruh floß das Leben still dahin.

Bernd stürzte sich in die Arbeit. Er hatte manchen Verdruß und mehr als einmal lämpfte er mit seinem alten Fehler, dem Jähzorn, der ihn früher oft überwältigt hatte. Aber er war in der Schule des Lebens gewesen; sie hatte ihn zum willensstarken Mann gereift, der es gelernt hatte, seinen Zorn zu unterdrücken.

Frau von Stetten hatte sich mit den braven Pfarrerseuten gut eingelebt; sie verkehrten viel miteinander. Zuweilen war auch Bernd dabei. Er überwand sich seiner Mutter zuliebe, die es sonst allzu einsam gehabt hätte.

Es war nicht zu vermeiden, einige Besuche in der Nachbarschaft zu machen. Die Herren trafen sich auf der Jagd, die auf Wunsch Brömmlers in Willkähmen abgehalten wurde. So viel als möglich beschränkte Bernd den Verkehr; er galt als Sonderling. Hier in dem stillen Erdwinkel hatte man nichts von seinem Vorleben erfahren, und die schnellebige Zeit hatte Neues gebracht. Der Name „Bernd“ wurde von vielen Gliedern der Familie Stetten, die in Westfalen ansässig war, getragen. Allmählich überlam Bernd ein größeres Sicherheitsgefühl, und er trat mehr aus seiner Reserve heraus.

Der verhängnisvolle Tag jährte sich, der 20. Oktober.

Von früh bis spät war Bernd beschäftigt gewesen. Als er am Abend heimkehrte, saß er in düsterer Stimmung schweigend neben der Mutter. Sie rührte nicht an die wundete Stelle. Sie suchte ihn zu zerstreuen und las ihm einen Brief der Schwestern vor, der heute angekommen war. Beide hatten geschrieen. Es ging ihnen gut bis auf die Sorge um Tante Dörtchen, deren Augen immer schwächer wurden. Margarete arbeitete nach wie vor bei Werner & Comp., Hilde war fleißig in ihrer Schule und hoffte, im Frühjahr das Lehrerinnenexamen zu bestehen.

Bernd hörte nur halb zu. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt; sein Gesicht zeigte wieder jenen trostlosen Ausdruck wie in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr. Leise strich die Mutter darüber hin:

„Mein liebes, liebes Kind“, sagte sie nur.

Er stand auf und schritt im Zimmer auf und ab.

„Mutter, werde ich immer unter diesem Druck leben müssen?“ fragte er, vor ihr stehen bleibend. „Werde ich nie frei aufatmen

können? Ich bin immer in der Furcht, daß meine hierher dringt.“

„Verzweifle nicht“, bat sie weinend, „ich hoffe mein tägliches Gebet und bringt die Wahrheit.“ Er schüttelte müßlos den Kopf.

„Ich hoffe es nicht mehr“, sagte er tonlos, „kein darauf hin, daß der wahre Täter entdeckt werden kann.“

Er ging in sein Schreibzimmer hinüber. Bis spät hinein brannte das Licht darin.

„Heute dürfen Sie mir eine Bitte nicht abschlagen“, sagte Frau Werner zu Margarete, als diese sie eines suchte, denn sie verkehrte jetzt häufig im häuslichen Chefes.

Die alte, fein aussehende Dame saß ihrem jungen über in ihrem Empfangszimmer, das bei aller Vornehmheit, behaglichen Eindruck machte.

„Eine Bitte“, wiederholte Margarete, „aber gern, sehr gern sogar.“

„Nun, das freut mich. Wir geben am nächsten kleine Abendgesellschaft, mein Mann und ich fühle unter unseren Gästen.“

Margarete zögerte etwas, dann sagte sie:

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, ich nehme die Bitte, um acht Uhr abends. Wir feiern mein Geburtstag mit keinem rauschenden Fest, nur mit Freunden; wir zählen Sie dazu, liebes Fräulein.“

Margarete neigte sich über die feine Frauenhand, sie, sich zugleich von Frau Werner verabschiedend, sich auf die Abwechslung in ihrem eintönigen Leben Tante Dörtchen und Hilde von der Einladung.

Es war nach dem Weihnachtsfest, das die Schwestern Mal ohne die Mutter gefeiert hatten. Doch bald nach erschien Frau von Stetten unerwartet in Berlin, und des Wiedersehens war groß. Bernd hatte auf zweier Kurland reisen müssen, um dort Aderperde zu während dieser Zeit konnte Frau von Stetten bei in Berlin bleiben.

Wieviel gab es zu erzählen! Wie schön war es, da wieder bei sich zu haben, sich an ihrer Liebe zu wahren.

Für ein halbes Jahr hieß es dann wieder Abschied die Mutter lehrte nach Menruh zurück, so schwer Trennung von ihren Töchtern fiel.

„Ihr seid gesund an Leib und Seele“, sagte Frau Werner, „unser armer Bernd krank an seinem traurigen Eine Mutter gehört zum kranken Kinde, er braucht als ihr. So Gott will, sehen wir uns im Sommer.“

Am Geburtstage des Chefs war das Kontor Margarete ging vormittags gratulieren; sie kaufte ein Mailöbchen, die Lieblingsblumen Herrn Werners, herzlich Weise dankte.

„Wir erwarten Sie um acht Uhr, liebes Fräulein“, als sie sich empfahl. „Ich will Ihnen auch gleich persönlich Tischehen ist; raten Sie einmal.“

„Vielleicht Herr Grüner, Ihr erster Buchhalter, schelmisch.“

„Nein, das mude ich Ihnen nicht zu, sich von den dünnen Hopfenstange langweilen zu lassen. Ist ein aber doch nur eine Rechenmaschine.“

„Dann vielleicht der Assessor Spohren?“ riet Margarete. „Den kleinen Diden, der paßt noch weniger für will Sie nicht länger neugierig machen; der Sanitätswegener ist Ihnen zugeordnet. Sind Sie einverstanden?“

„Ja, Herr Werner. Nun adieu, ich will Sie nicht länger stören.“

Margarete erwiderte den Händedruck.

„Famozes Mädel“, dachte Werner, „da steckt noch wie gut sie sich eingearbeitet hat.“

„Gretchen, nun noch die blaßgelben Rosen angefertigt“, sagte am Abend Hilde, die Schwester trug die um halb acht fertig angekleidet war.

„Du bist wunderschön!“

„Schmeichlerin!“ sagte Margarete, aber sie war einen Blick in den Spiegel, der ihre Erscheinung wieder Margarete hatte heute die dunkle Kleidung ab, trug ein cremefarbenes, feines Voilekleid in einem weißseidenem Unterkleid, das ihre schlankte, anmutig teilhaft zur Geltung brachte. Die halblangen Ärmel schmalt am Hals ließen die rosige Haut sehen, ihr reiches Haar war entgegen den Geschmacklichkeiten der Mode scheitelt. Ohne Brennshere lodte es sich an den Sch

... in zwei starken, seidig glänzenden Flechten auf-
 Schmuckstück zierte Hals und Arme, ihre königliche
 ...urste dessen nicht.
 ... bist du fertig."
 ... die Rosen am Kleide befestigt.
 ... Tante!" rief sie ins Nebenzimmer hinein. „Komme,
 ... sehen!"
 ... Dame hob den grünen Augenschirm und blinzelte ins
 ... sie sprach ihre Befriedigung aus.
 ... wurde geholt. Margarete hüllte sich in den
 ... mit hellblauer Seide gefüllten Theatermantel,
 ... liches Tuch um den Kopf und fuhr davon. Es war
 ... zumute, da sie nun elegant gekleidet, wie ehemals,
 ... fuhr. Sie wußte auch nicht, warum ihr Herz
 ... Ihr war, als müßte ihr heute etwas besonders
 ... gegen, etwas, das in ihr Leben eingreifen mußte.
 ... immer begrüßte sie sich mit einigen ihr bekannten
 ... öffnete der Diener die Tür zum Empfangszimmer,
 ... ein.
 ... begrüßte erst die Hausfrau, dann wurde sie vor-
 ... Herren führte Werner ihr zu und nannte ihre
 ... der Sicherheit der an seinen Verkehr Gewöhnten
 ... sich in dem ihr fremden Kreise. Die Blicke aller
 ... und besonders die anwesenden Gäste männlichen
 ... wunderten das schöne Mädchen.
 ... bewunderten das schöne Mädchen.
 ... sagte
 ... Margarete zutretend, „eben telephonierte er, daß
 ... wichtigen Krankenbesuch abmachen müsse."
 ... sagte ihre Enttäuschung und sagte lachend: „Wen be-
 ... wann als Ersatz, den Wageren oder den Diden?"
 ... noch nicht alle Hoffnung aufgeben; ein Viertel-
 ... allen wir warten."
 ... nidte. Dann unterhielt sie sich mit der Tochter
 ... einer jungen Offiziersfrau, die in Potsdam lebte
 ... zwei Jahren geheiratet hatte. Zufällig diente ihr
 ... bei den gelben Alanen.
 ... im Juni haben wir eine neue Regimentsdame,"
 ... die Tochter des Wernerschen Ehepaars, „eine Frau
 ... geborene Gersiner."
 ... horchte auf.
 ... Sie sie, Frau von Holtern?"
 ... Sie machte auch bei uns Visite, aber ich muß sagen,
 ... nicht sympathisch ist durch ihr lautes, unfeines Wesen
 ... fallende, ich möchte sagen herausfordernde Art, sich
"
 ... ist der Mann?" fragte Margarete leise.
 ... unter Kamerad und sonst ein recht umgänglicher Mensch.
 ... allein; seine Frau ist oft in Berlin bei ihren Eltern."
 ... prächt nahm eine andere Wendung; Frau von Holtern
 ... Dubi, ihrem Söhnchen."
 ... te, ich brauche die Herrschaften nicht mehr einander
 ... sagte Herr Werner eben.
 ... te hatte mit dem Rücken zur Tür gesessen. Sie sah
 ... Wengern stand vor ihr und verneigte sich tief, ihr den

 ... ordneten sich und man ging in den Speisesaal,
 ... liches Licht hell erstrahlte.
 ... schon einige Zeit her, daß ich das Vergnügen hatte, Sie
 ... enen, Baronesse", begann der Sanitätsrat.
 ... war im vorigen Frühjahr", entgegnete Margarete.
 ... ein einziges Mal haben wir uns in Berlin getroffen! Frei-
 ... an der Spree ist ziemlich groß", bemerkte er lachend.
 ... tten nebeneinander her. Trotz ihrer stattlichen Größe
 ... er sie noch um Haupteslänge. Er hatte eine wahre
 Sie hatten ihre Plätze am linken Ende der Tafel.
 ... hob höflich den Stuhl seiner Dame zurück und nahm
 ... selbst neben ihr Platz.
 ... den noch nicht lange in Berlin", begann Margarete
 „Ich bin mit Spreewasser getauft und habe, mit
 ... von zwei Jahren, die ich in Genf zugebracht, immer
 ... mt."
 ... auch mir bekannt. Ich habe dort schöne Tage ver-
 ... gnete Wengern. „Schwärmen Sie auch für die freie,
 ... esnatur? Mir ist sie das Herzlichste, das es gibt. Und
 ... trotzdem hat das Schicksal mich hierher nach Berlin
 ... wo es nur Häuser und Straßen gibt und wir nicht
 ... eine schöne Umgegend vertöhlnt sind."
 ... Sie das nicht. Die Havelseen, der Spreewald sind
 ... der Art nicht zu verachten."
 ... Sie vergnügt. „Wie ich merke, sind Sie durch und durch
 ... der Kind", sagte er scherzend, „ich muß mich hüten,
 ... vorteilhaftes über das Nest zu sagen."

„Natürlich, sonst haben Sie es mit mir verdorben."
 „Und das möchte ich nicht bei unserer ersten, nein zweiten Be-
 gegnung, gnädiges Fräulein."
 Wie gut ihm solch fröhlicher Plauderton stand. Seine sonst
 ernstesten Züge waren belebt, die großen, blauen Augen funkelten,
 und hinter dem mächtigen blonden Bart blühten die weißen Zähne.
 Noch nie war ein Essen ihm so schnell vergangen. „Biel zu
 schnell", dachte er, als Gang auf Gang der Speisen folgte, der
 Wein in den Gläsern perlte und die Stimmen immer lauter wurden.
 Die beiden Menschen am linken Ende der Tafel waren wie
 isoliert. Sie waren auf ernstere Dinge gekommen, auf Fragen,
 die andere Themata streiften, als sie bei solchen Gelegenheiten
 üblich sind. Margarete fand viel Genuß an der Unterhaltung,
 und auch Wengern schien von ihr gefesselt zu sein. An seiner
 rechten Hand blühten zwei Trauringe, ein großer am vierten und
 ein kleiner am fünften Finger.
 „Er ist Witwer", folgerte Margarete. „Armer Mann, auch er
 hat einen Traum von Glück begraben."
 Wengern mußte ihren Blick bemerkt haben. Er war eine
 Weile schweigsam, ehe er das Gespräch wieder aufnahm.
 Als die Tafel aufgehoben wurde, dachten beide: „Wie schade!"
 Im Laufe des Abends fand sich aber noch Gelegenheit für
 den Sanitätsrat, sich Margarete zu nähern. Der ernste Mann
 fühlte sich zu ihr hingezogen.
 Er war seit drei Jahren Witwer, hatte seine geliebte, junge
 Frau nach kaum einjähriger Ehe verloren. Sie war Wienerin
 gewesen, eine kleine, blonde Elfe, die der große Mann oft scherz-
 weise auf den starken Armen emporgehoben, lebensprühend und
 immer fröhlich. Und so schnell hatte der Tod sie dahingerafft.
 In allem war sie der Gegensatz zu Margarete gewesen, im Äußeren
 und im Wesen, das dachte er, als er neben Baronesse von Stetten
 saß und voll Wohlgefallen in ihre klugen Augen blickte. — Sein
 herber Verlust war hauptsächlich der Anlaß zu seiner Übersiedelung
 nach Berlin gewesen. Er brauchte anstrengende Arbeit und eine
 andere Umgebung, um sein Leid ertragen zu können.
 Die Rede kam auf seinen Beruf. Er sprach begeistert vom
 Herzog Karl Theodor und erzählte von einigen schwierigen Fällen,
 die der berühmte Augenarzt geheilt hatte. Von seiner Klinik
 sprach er auch und davon, wie sein Beruf ihn befriedige.
 „Ja", sagte Margarete, „Arbeit ist ein treuer Waffengenosse.
 Diesen Ausspruch gab Herr Werner mir zu Beginn meiner Tätig-
 keit als Lebensmotto auf den Weg."
 Wengern stunkte. „Sie sprachen da etwas aus, das ich selbst
 denke, gnädiges Fräulein", sagte er. „Ich habe das Heilbringende
 der Arbeit erfahren."
 Noch manches ernstere Thema beschäftigte sie. Ihre Ansichten
 deckten sich meist; sie fühlten, daß sie sich geistig verwandt waren.
 Margarete kämpfte mit einem Entschluß. Endlich sagte sie:
 „Herr Baron, ich habe eine liebe, alte Tante, die an mir und
 meiner Schwester Mutterstelle vertritt, während unsere gute
 Mutter bei meinem Bruder lebt. Tante Dörtchen leidet seit
 lange an den Augen. Dürfte ich sie wohl in Ihre Klinik bringen?
 Wollen Sie sie behandeln?"
 „Aber gewiß, gern, gnädiges Fräulein!" rief Wengern, „ich
 habe gerade Platz!"
 „Vielen Dank! Aber wir müssen es diplomatisch anfangen,
 Tante will nichts von einer Behandlung wissen, sie meint immer,
 es werde von selbst besser werden."
 „Ich will zu Ihnen kommen," entgegnete der Arzt schnell,
 „wo wohnen Sie?"
 Margarete nannte Straße und Hausnummer und fügte
 lächelnd hinzu:
 „Aber Sie müssen hoch klettern — bis in den vierten Stod."
 (Fortsetzung folgt.)

Auf Posten.

Erzählung aus dem gegenwärtigen Kriege.

Von Hermann Dreßler-Chemnitz. (Nachdruck verb.)

Stiller, lauwarmer Septemberabend. Durch den Rotbuchen-
 wald huscht geisterhaft das Mondlicht und slicht helle,
 schimmernde Binden um die Stämme der Bäume. Mitten durch
 den Wald führt der Schienenstrang. Auf dem schmalen Fußsteig,
 der neben der Bahnstraße auf dem Damme dahinfließt, patrouil-
 liert der Posten mit geladenem Gewehr. Man sieht es dem
 strammen, kräftig gebauten Jüngling nicht an, daß er noch vor
 zwölf Wochen eine Schulbank in Obertertia drückte.

Als an jenem schönen Sommertage des ersten August der
 Krieg ausbrach, war sein Vater einer der ersten Offiziere, der
 mit mobilen Truppen nach dem Osten fuhr, um die deutsche
 Grenze gegen die russischen Truppen zu schützen. Da litt es auch
 Werner nicht mehr. Er holte sich schriftlich die Erlaubnis des

Vaters ein und meldete sich als Kriegsfreiwilliger. Nach sechs- wöchiger Ausbildung wurde er ebenfalls nach dem Osten ab-



Am Kreuzifix.

Eine Kriegsaufnahme aus Galizien von Kilophot, Wien.

transportiert. Und nun stand er bereits auf Wache.

Er richtete sich höher auf und warf den Kopf zurück. Er war ja Soldat! Das machte ihn stolz. Das Gewehr über die Patronentasche gelegt, die rechte Hand am Sicherungsflügel, schritt er nun seine Strede ab. Es war eine Nacht zum Träumen, so schön, so märchenhaft weich. Er mußte alle seine Willenskraft zusammennehmen, um die Gedanken nicht abschweifen zu lassen vom Dienst. Die Vorschriften

waren sehr streng, und größte Wachsamkeit war anempfohlen worden.

Zwischen den Schienen, dort, wo sie um den Kiefernhang bogen, kam ihm ein schwankendes Licht entgegen. Er horchte auf. Schritte! Der alte Streckenwärter stapfte heran und bot ihm einen „guten Abend“. Dann versank wieder alles rings in Schweigen. Nur im Walde erwachten die nächtlichen Stimmen. Hier huschte ein wildes Kaninchen durch das dürre Laub am Boden, daß es aufraschelte und der junge Soldat das Gewehr schußbereit emporraffte.

Dort krächzte ein Eichhörnchen sein heiseres „Kibbi — Kibbi!“

Werner hielt die Augen spähend nach allen Seiten gerichtet. Der Mond erhellte die Strede weithin. Das war ihm lieb! Nach einiger Zeit hörte er wieder Schritte im Niese knirschen. Er glaubte, Uniformteile aufblitzen zu sehen. Es kam jemand direkt am Schienenstrang auf ihn zu.

Werner rief an: „Halt! Wer da?“

„Gut Freund!“ tönte es ihm entgegen.

„Parole!“ heischte er.

„Gäsefer!“ kam die Antwort zurück.

Werner ließ das Gewehr sinken und den Fremden näher treten. Es war ein Offizier vom Dienst, der die Kunde machte.

„Soldat Bozenhardt! — Wachtposten Nr. 4 der Bahnwache!“

„Donnerheil! Du bist's, Werner! Na, das sollte die Mutter wissen!“

Vater und Sohn reichten sich die Hände. Beim Aufbruch hatten sie einander nicht gesehen.

„Na, wie geht's denn, mein Junge?“

„Danke, Vater, ausgezeichnet!“

„Schade, daß wir beide im Dienst sind. — Also Nacht gehen noch mehrere Truppentransporte hier weisung: Scharf aufpassen. Auf den ersten Anruf gerade diese Gegend ist von Kosakenpatrouillen umfassen verstärkt noch vor Mitternacht sämtliche Posten um je Leb' wohl, mein Sohn! Gott schütze unser Vaterland!“

Sie schüttelten sich die Hände, jeder stolz auf den eigenen Namen.

„Ich schide dir deinen Freund Holler!“ rief der Vater.

„Danke, Vater!“

Wieder nahm Werner seinen Patrouillengang an. Er ging zweihundert Meter nach Ost, zweihundert Meter nach West, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und scharf auspähend.

Wie spät mochte es sein?

Er zog die Uhr und sah nach. Neun Uhr! Jetzt hängt die Mutter den Frühstückbeutel heraus. Nun wird Esfriebe, die Kleinste, zu Bett gebracht und betet. Ob sie auch für ihn . . .

Halt! Was war das?

— Da drüben auf der Waldwiese äste seit einigen Minuten eine Rehfamilie im Mondenschein. Auf einmal hob der Bod den Kopf, sicherte nach dem Waldrande hin und machte erschreckt einen Sprung.

„Da ist etwas nicht in Ordnung“, sagte Werner zu sich und trat in den Schatten einer dickstämmigen Rotbuche, um sich scharfer ins Auge zu fassen.

Fast im selben Augenblick stoben die Rehe mit weg davon. Nach links zu. Also schien die Gefahr von der entgegengesetzten Seite her zu drohen.



General Eduard von Böhm, der Führer einer österr.-ungarischen Patrouille.



Aus der neutralen Schweiz. (Mit Text.)



Durchhalten!

Wichtige Mosaik-Zeichung in einer von deutschen Soldaten ausgeführten Schmuckplatz-Anlage in Lovitsch in Russisch-Polen.

er die Augen und spähte und horchte mit angespannten jener Richtung.

Von dort drüben kam ein Geräusch, wie wenn jeirres Geäst tritt. Und jetzt sah er auch eine Gestalt gleichen. Ihr folgte eine zweite und eine dritte. Sie haben nichts Gutes vor!" sagte Werner zu sich selbst. er das Gewehr und ging in Deckung hinter den Bahndamm, die eine Schiene als Lauf-Auflage benützend.



An den Küsten Flanderns.

Lebende englische Seemine besonderer Konstruktion.

ichen kamen immer näher. Werner sah, en nach rückwärts gaben. Also hatte er vor sich als die drei. Ob sie ihn schon en? Er wusste es nicht! Er ließ sie noch te näher herankommen, und nachdem eugt, daß sie direkt auf den Bahnkörper ef er ihnen sein „Halt! Wer da?“ ent- h durch sein Glas, wie die Burschen zu- en. Vermutlich war ihnen der Anruf aus eutscher Kehle unverhofft gekommen. dachte an seine Instruktion. Er nahm ten scharf aufs Korn und zog ab. — der die friedliche Waldstille jäh zerriß, ind drüben brach zusammen. angen die übrigen ebenfalls in Deckung me und eröffneten ein regelrechtes Ge- gegen jene Stelle, wo sie den Gegner

vermuteten. Die Kugeln schlugen auf allen Sei- ten um Werner ein und ließen aus dem sandi- gen Boden feine Kiespyramiden aufsprühen.

Werner verlor seine Kaltblütigkeit nicht. Er zielte sicher, nahm seinen Mann genau aufs Korn. Schließlich hatten ihn die Feinde aber ent-

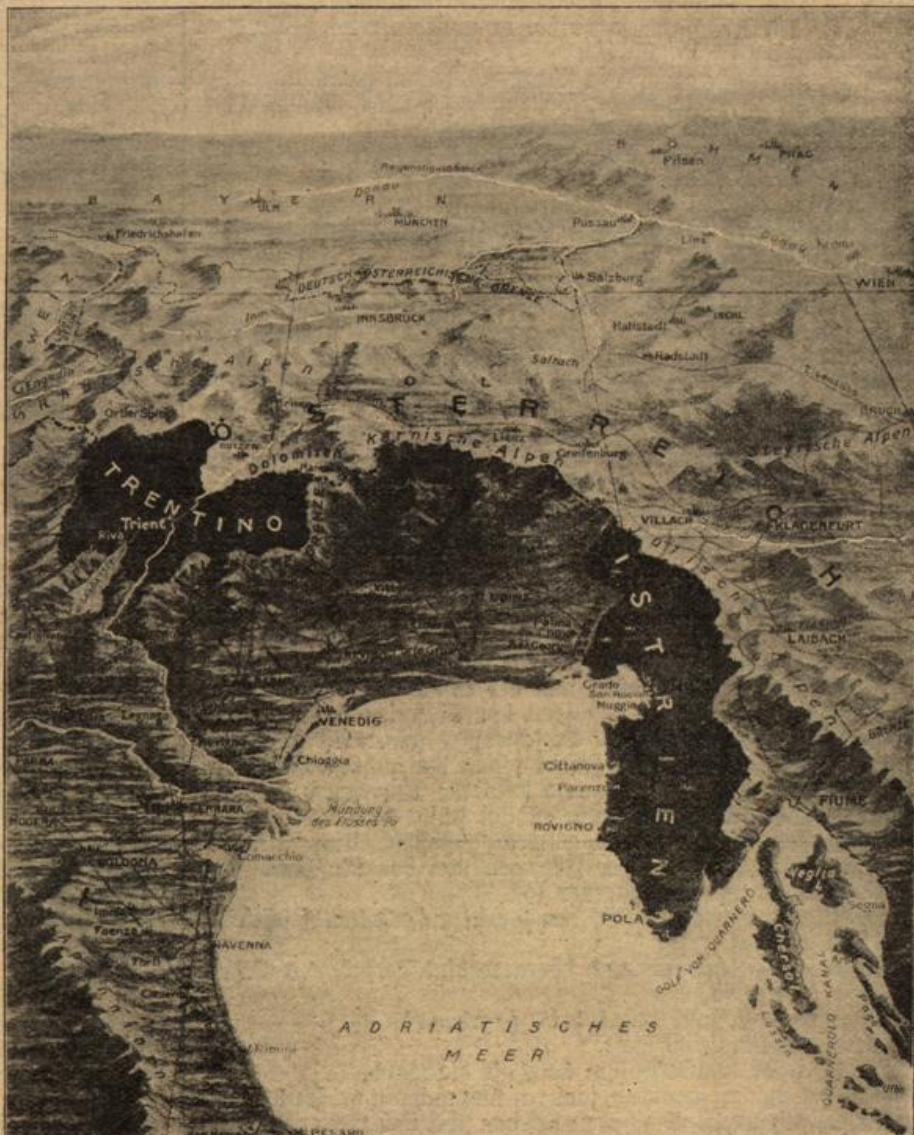
deckt. Einige von ihnen krochen auf allen viere vieren näher und in dem näch- sten Au- gen- blicke



Artur Arz von Straußenberg.

Feldmarschallleutnant, einer der österr.-ungarischen Meerführer in Galizien.

zu einem wütenden Hand- gemenge zwischen ihm und einem großen, breit- schultrigen Offizier. Wer- ner hatte ihn infolge seiner jugendlichen Be- hendigkeit beinahe nie- dergerungen, als ihn ein furchtbarer Schlag auf den Kopf traf und er befinnungslos zusammenstürzte. Als er erwachte, mußte er sich erst lange besinnen, was mit



Karte des österreichisch-italienischen Grenzgebietes nach einer englischen Zeitung.

(Die schwarzgezeichneten Landestheile wollen die Italiener von Österr.-Ungarn losstrennen.)

ihm vorgegangen sei. Der Mond schien ihm hell ins Gesicht. Sein Kopf schmerzte ihn furchtbar. Aber er blieb bei Bewußtsein. Er sah sich um. Wo war er nur, und was war mit ihm geschehen? Ach richtig! Wahnwache! Überfall! Er wollte sich erheben. Es ging nicht. Die Arme waren ihm fest auf den Rücken geschnürt, und die Beine waren zusammengebunden. Er wendete den Kopf. Der Schreck ließ ihm auf Augenblicke den Herzschlag stocken. Die Glenden hatten ihn gefesselt direkt auf die Schienen geworfen. Wenn jetzt ein Zug dort um die Biegung herangebraust kam, war er im nächsten Augenblick zermalmt.

Die Todesangst gab ihm Riesenkraft. Er versuchte, seine Hände von den Fesseln zu befreien. Vergebens! Da beugte er den Oberkörper, bis er mit den Zähnen sein Seitengewehr erreichen konnte. Es gelang ihm, die Waffe herauszuziehen. Er stieß sie mit der Spitze in die Erde und legte sich wieder mit dem Rücken platt auf die Erde. Dann zog er die Knie an und rieb das Seil, das ihm die Beine zusammenschnürte, an der Schneide seiner Waffe durch. Es gelang, Gott sei Dank! Nun konnte er sich wenigstens aus der gefährlichen Lage zwischen den Schienen befreien. Er taumelte, als er sich aufrichtete, denn seine Beine waren durch die fest zusammengeschnürten Stride fast abgestorben. Nach einer kleinen Erholungspause stieß er mit dem Fuß das Seitengewehr noch ein Stück tiefer in das Erdreich und fing an, auch die Armfesseln Stück für Stück an der Schneide durchzuseilen. Nach zehn Minuten harter Anstrengung gelang es ihm. Er war wieder ein freier Mann. Er befühlte einen Augenblick seinen Kopf. Ein dicker Hügel war an der rechten Schädelhälfte aufgelaufen, und ein Streifen geronnenen Blutes zog sich quer über die eine Wange.

„Nicht lebensgefährlich!“ ermutigte er sich.
Er lief ein paar Schritte auf und ab, um die erstarrten Glieder wieder beweglich zu machen. Dabei fielen seine Augen auf ein Stück der Strecke, an welchem nicht alles in Ordnung zu sein schien. Wahrhaftig! Hier waren die starken Schrauben, die an den Flanschen die Schienen zusammenhalten, herausgeschraubt. Auf diese Weise war die Geleisanlage auf mehrere Meter weit fast unmerklich, aber doch sehr wirkungsvoll zerstört. Wenn jetzt ein Zug kam, so mußte er unbedingt entgleisen!

Ein ungeheures Unglück!
Er sah im Geiste die sechzig Waggons, je mit fünfundzwanzig Mann besetzt, Offiziere, Ärzte, Schwestern, Pferde, Munition!

Der Kopf wirbelte ihm. Was sollte er tun?!

Winterzeichen dürften kaum Beachtung finden!

Ein rettender Gedanke kam ihm.

Wenn er zwischen den Schienen ein Feuer anzündete!

Er fühlte nach der Tasche. Sein Feuerzeug hatte er noch bei sich. In der Tasche knisterte ein Brief, der war von Mutter. Wenn es nur nicht zu spät war, nicht zu spät, denn bis der Brand ausloderte, konnten noch fünf Minuten vergehen.

Er sprang wie sinnlos die Böschung herab in den Wald und raffte mit beiden Armen dürres Holz und Laub zusammen. Das häufte er zwischen den Schienen auf und legte Mutters Brief darunter. Der Briefbogen loderte empor, und bald fingen auch die Zweige Feuer. Wie gut, daß die letzten Tage über trodenes Wetter geherrscht hatte! Er freute sich über die Flammen, die prasselnd aus dem Holzstoß aufschossen, und schleppte leuchtend immer neues Brennmaterial herbei.

Es war auch die höchste Zeit gewesen. Aus der Ferne kam ein Pfiff, und durch die stille Nacht ertönte noch gedämpft das Rollen von Rädern.

Werner ergriff einen brennenden Ast, der aus dem Holzstoß herausragte, und lief mit der Fadel zwischen den Schienen nach jener Richtung, aus welcher der Zug kommen mußte.

Das Rollen wurde stärker, und als er an die Biegung kam, sah er schon die beiden Glohaugen der Maschine sauchend und schnaubend sich heranschieben. Er schwenkte seinen Ast in großen Kreisen, aber der Führer des Zuges schien ihn nicht zu bemerken. Erst ganz dicht vor ihm ging das stählerne Ungeheuer in langsameres Tempo über und stand endlich still.

Sofort wurden einige Waggons aufgestoßen. Uniformen erschienen. Führer und Feizer sprangen von der Maschine. Ein Offizier lief wütend auf Werner los.

„Posten, sind Sie verrückt, den Train aufzuhalten!“ schrie er schon von weitem.

Als er aber näher kam und Berners blutüberströmtes Gesicht sah, wurde er ruhiger.

„Was ist denn los? Was hat's gegeben?“

Werner erstattete Bericht.

Der Offizier schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Sie haben nicht nur brav, sondern klug und mit großer Geistesgegenwart gehandelt. Sie haben sich den schönsten Lohn verdient.“

Er notierte sich Namen und Truppenteil, und Werner wußte, daß dies das Eisene Kreuz bedeutete.

„So, und jetzt lassen Sie sich erst mal ordentlich von den Ärzten untersuchen, und bald hatte Werner den rechten Verband über der ausgewaschenen Kopfwunde erhalten.“

Unterdes hatte das Zugpersonal die Strecke unter sechs Schienenhöfen waren die Flanschen abgerissen. Die schleppten die Werkzeugkästen heran. Soldaten beteiligten der Arbeit. Die alten Schraubenmutter waren nicht an Vermutlich hatten die Feinde sie mitgenommen oder im Walde verstreut. Das hinderte die Arbeit indes nicht den einfach neue eingesetzt, denn jeder Zugführer hat daß in seinem Zug Stredenerksteile vorhanden sind.

Nach einer halben Stunde war der Schaden an der Die Offiziere schüttelten Werner die Hände. Alles was im nächsten Augenblick zog die nur mäßig erhellte Waggons an ihm vorbei. Er war wieder einsam.

Es dauerte indessen nicht allzulange, so rollte ein Wagen heran und brachte Verstärkungen. Ein kurzer Anruf der Darauffitzenden sprang ab. Das Fahrzeug rollte weiter Leute auf die gesamte Postenkette zu verteilen.

Werner freute sich herzlich, als er in dem Ankommen Freund Holler erkannte.

„Du, Fritz, wer das gedacht hätte, als wir vor drei Wochen noch nebeneinander auf der Schulbank saßen.“

„Du hast recht, und so gefällt mir's besser. Ich kehre aber ins Pennal zurück. Ich sehe aber, du hast schon gekriegt. Das erzählst du mir dann. Wir werden hoffentlich Morgengrauen ungestört bleiben, allein ich fürchte saß teil. Wir sind vorhin auf der Draisine beschossen worden.“

„Sie scheinen sich wieder große Mengen von Kosaken hier zu treiben. Wir beobachteten vorhin eine starke Patrouille von achtzehn bis zwanzig Mann, die uns eine Zeitlang auf schnellen Pferden verfolgte, das heißt, solange die Bahnstrecke parallel lief. Ich glaube, daß sie es auf der der Transporte abgesehen haben, die heute nacht noch da sind.“

„Da drüben liegen schon zwei solcher Halunken!“ rief Werner, nach dem Walde deutend. „Ich habe sie vor einer Stunde weggeputzt.“

Während sie noch sprachen, tönte von der Landstraße unter einem Viadukt die Bahnstrecke rechtwinklig den Hufschlag.

„Das sind sicher welche!“ flüsterte Fritz.

„Sie schlichen sich bis an die Brüstung des Viadukts hinter den Stämmen Deckung.“

„Richtig, da kam eine ganze Schar. Wieviel es waren die jungen Freunde in ihrer Erregung nicht feststellen.“

„Sobald sie Miene machen, die Bahnstrecke zu verlassen wir, nicht wahr?“ flüsterte Fritz.

„Selbstverständlich!“ gab Werner ebenso leise zurück. Sicherungsfügel herum und prüfte noch einmal den Inhalt auf seinen Inhalt.

Von unten erklangen gedämpfte Stimmen. Fremde abgerissene Flüche.

Die Reiter sprangen aus den Sätteln, schlangen um die Stämme und zeigten gesittulierend nach dem Walde.

Dann schwärmten sie aus und fingen an heraufzuziehen.

„Achtung!“ sagte Werner. „Nimm du den besten nehme den Hintermann.“

„Feuer!“

Ein flammender Strahl schoß aus den zwei Rohrläufen eine brach lautlos zusammen, der andere hieb ein in den Häuten durch die Luft und kollerte dann die Böschung hinunter.

„Tschort wosmi! (zum Teufel!)“ fluchte der Patronenführer und auf sein Kommando eröffnete der Schwarm Pelotonfeuer aufs Geratewohl nach der verteidigten Bahnstrecke.

Die beiden Freunde hofften, daß durch die Schüsse eine andere Wachabteilung aufmerksam und zu Hilfe würde.

Indessen — der dichte Wald fing wohl den Schuß auf.

Drei der Kosaken mußten noch ins Gras beißen, die beiden tapfern Jünglinge umringt. Fritz war im rechten Hand verwundet worden, und ehe sie dazu kamen, den

frischen Rahmen ins Magazin einzuführen, waren sie entwaffnet und wurden unter Fuhrtritten und Fährten Bahndamm herab nach dem Pferdelerger geschleppt.

Hier stellte ein Offizier, der der deutschen Sprache kundig war, ein ausführliches Verhör mit ihnen an. Bor er über den Aufmarsch der deutschen Truppen Aufklärung über Stärke und Stellung.

Die beiden Freunde hörten aus den Fragen, wie sehr sie den Deutschen

ten gewünscht wurden, und logen tapfer drauf los, um scheinbar genauen Informationen zu geben.

wichtige Personen und erreichten, daß man ein

ständig mit ihnen umging.

rouille schien es eilig zu haben. Man fesselte den beiden die Hände mit Striden, deren Enden man an der Seite je zweier Pferde band, und dann ging's in leichtem Schritt, die Straße zurück.

Das war durch die Verletzung und den Blutverlust stark erschüttert und dankte Gott, als die Patrouille endlich zu ihrem Ziel zurückstieß und die Hezjagd aufhörte.

Oben und nach einem Kreuzverhör für den Rest des Tages im Bauernhause eingeschlossen, vor dessen Tür ein Doppelpfortenpaar ab patrouillierte.

Man sah zum Teil von Granaten stark mitgenommen. Hier bereits heiß hergegangen sein.

„Säßen wir also richtig in der Falle!“ meinte Fritsch. „Gegnete Werner Kleinlaut, „hier ist wenig Aussicht, ein“

„Es ist es vorhin ordentlich in den Fingern, als wir an Generalstabsauto vorbeitransportiert wurden“, sagte Kleinlaut. „Weißt ja, daß ich fahren kann. Ich habe meines Lebens oft geführt.“

„Wie sieht der Wagen noch da?“

„Nichts. Wie wollen wir hier herauskommen?“

„Nicht ist noch lang, wer weiß? Wir wollen uns ein wenig umsehen.“

„Hörbverten beim Licht des Mondes die Winkel und die Winkel“

„Werner plötzlich erfreut, „hier hätten wir, was hier“

„Nicht so laut!“ mahnte Fritsch. „Was hast du denn?“

„Flan“

„Legten. In einer Verkleidung zu entschlüpfen, war aber Unmöglichkeit.“

„Wie wollen wir rauskommen? Nach der Hinterfront“

„Hause kein Fenster, und vorn der Wachtposten!“

„Vor“

„Nun nach dem Hausflur und tasteten sich nach dem Keller, dessen Kälte sie wie Grabesluft umwehte.“

„Die Seite fiel ein schmaler Streifen Mondlicht herein. Ich“

„Nicht das Fenster.“

„Nicht unser Ausgang sein!“ hauchte Werner.

„Nun wieder hinaus. Schnell waren die feldgrauen Uniformen gelegt, und bald darauf standen ein paar Bauern in der Kuchentür an Stelle der jungen, kräftigen Kriegsfreier.“

„Nimm deinen Verband ab und stülpe dir den alten“

„Sagte Fritsch.“

„Nun sie lautlos wieder zum Keller hinab. Den beiden“

„Nun den Jünglingen gelang es ohne Schwierigkeit, sich durch das enge Kellerfenster zu zwängen. Sie starrten in dem geräumigen Wirtschaftshofe, aus welchem ein Weg durch den Garten auf die offene Landstraße hinausführte.“

„Nun ihnen, unbemerkt bis zum Dorfausgang zu gelangen. Male mußten sie sich hinter Gebüsch verstecken, und die Straße herabgeritten kamen.“

„Nun ließ Werner den Freund in die Seite und deutete an, dort stand am Rande der Chaussee wirklich noch das Auto, bereits auf ihrem Transport vor zwei Stunden befreit.“

„Nun uns retten!“ triumphierte Fritsch dem Freund ins Ohr.

„Nun nicht ein deutscher Granatschuß unbrauchbar gemacht.“

„Nun sich heran. Es war niemand da, nur aus der Ferne“

„Nun mit kundigem Blick den Wagen. Er konnte keine sehen, auch das Benzinreservoir war gefüllt.“

„Nun lag in den Fingern.“

„Nun schnelle kurbelte Fritsch an. In demselben Augenblick“

„Nun Motor anfang zu arbeiten, stürzte aus dem Hause, und hier besetzt sein mochte, ein russischer Militärschauffeur“

„Nun auf den Bauer, der sich dort im Mondschein anzuhalten“

„Nun zu schaffen machte.“

„Nun so schnell entriß ihm Werner den Revolver und mit dem Laufe desselben einen Schlag gegen den Kopf“

„Nun zur Seite taumelte.“

„Nun sich schon in den Führersitz geschwungen und hielt die Lenkstange.“

„Nun klammert. Ein Druck auf den Schalthebel, und der Wagen setzte sich mit einem sprunghaften Ruck in Bewegung.“

„Nun er auch höchste Zeit. Aus der Schenke sprang eine Gruppe russischer Soldaten hervor. Rufe und Flüche“

„Nun und schon fielen vereinzelt Schüsse.“

Fritsch stellte sofort den Motor auf Höchstgeschwindigkeit. Hochaufbaumend schoß der Wagen mit seinen Insassen dahin. Jetzt rollten ganze Salven hinter den Fliehenden drein. Kugeln pflüchten rechts und links mit scharfem „Sst! Sst!“ an ihnen vorbei. Pferdegetrappel ertönte dazwischen.

Es war ein toller Wettlauf zwischen Mustel und Maschine. Aber die Maschine siegte. Immer schwächer wurde der Hufschlag der Verfolger.

Die beiden lähnen Flüchtlinge hatten sich in der Richtung, nach der sie jagten, nicht getäuscht.

Nach einer knappen halben Stunde rasender Fahrt passierten sie die Vorpostenkette der deutschen Linien, und ehe der Morgen anbrach, hatten sie ihren Bericht im deutschen Hauptquartier erstattet, und als Anerkennung für ihre Heldentat bestellte ihnen der Höchstkommandierende eigenhändig das Eiserne Kreuz auf den rettenden Bauernkittel.

Wie schützt man sich wirksam gegen Insektenstiche?

Im Sommer beim Umherstreifen durch Feld und Wald, beim Lagern auf Moos und Rasen kommt es leicht vor, daß sich einem ganz unbemerkt blutdürstige Gäste nähern und uns schmerzhaft Verletzungen beibringen, die, vernachlässigt, oft recht unangenehme Folgen haben können. So sind z. B. die Stiche von Fliegen, Mücken, Bienen und Wespen durchaus nicht so leicht zu nehmen, wie es gewöhnlich geschieht, denn wenn das Insekt vorher auf einem Kadaver saß, kann es leicht das gefährlichste Leichengift in die durch seinen Stachel erzeugte Wunde bringen und diese recht bössartig werden lassen. Deshalb führe man stets etwas Salmiakgeist oder Karbolvaseline bei sich, womit man sofort die winzige Wunde kräftig einreibt bzw. bedeckt. Diese einfachen Mittel wirken, sofort angewendet, desinfizierend und beugen einer Anschwellung der gestochenen Stelle vor. Wenn man keins dieser Mittel bei sich hatte und die Stichstelle bereits angeschwollen, behandle man sie so bald wie möglich mit Umschlägen von essigsaurer Tonerde, die man ja in jeder Apotheke und Drogerie erhält. Bei leichteren Mückenstichen, die die Unannehmlichkeit haben, längere Zeit einen Juckreiz auszuüben, namentlich nachts im warmen Bett, helfen Einreibungen mit einfacher, noch besser aber mit Karbolseife, die man ja auch unschwer auf Wanderungen mit sich führen kann.

Bei Bienen- und Wespenstichen, die am schmerzhaftesten zu sein pflegen, hilft ein Einreiben mit einer frischen, durchschnittenen Zwiebel, in Fällen mit starker Anschwellung das Auflegen von Zwiebelscheiben, die öfters zu erneuern sind. — Um die Insekten abzuhalten, empfiehlt sich ein Einreiben von Zitronensaft, ein Mittel, das besonders für mit Wadenstrümpfen und ausgeschnittenen Kleidchen bekleideten Kindern, deren Beinchen und Arme oft in grausamster Weise zerstochen sind, angewendet werden sollte. Natürlich muß es öfters wiederholt werden, namentlich dort, wo starke Transpiration stattfindet, denn gerade der Schweißgeruch lockt die Insekten.

Ein andres, nicht mit Unrecht gefürchtetes Insekt ist der Holzbod, auch Zede genannt, das so anhänglich und festhaft ist, daß man es nur mit Gewalt entfernen kann. Im hungrigen Zustande ist der Holzbod kaum 3 bis 5 mm groß, saugt sich aber in ganz kurzer Zeit bis zur Größe einer Haselnuß mit dem Blute von Menschen und Tieren voll. Das Entfernen dieses Vampirs ist durchaus nicht so einfach, und da sein Stachelrüssel sehr tief sitzt, so geht es nicht ohne Schmerzen ab. Reißt man den blutgefüllten Körper mit Gewalt heraus, so bleibt fast immer der Kopf des Holzbodes im Fleische stecken, und da das Insekt sehr zählebig ist, so kommt es oft vor, daß sich der fehlende Unterkörper wieder ergänzt und wieder voll Blut gesogen wird. Wo das nicht geschieht, kann aber auch das bloße Steckenbleiben des Kopfes zu einer Geschwürbildung führen. Deshalb sollte man es lieber unterlassen, den blutdürstigen Gesellen mit Gewalt zu entfernen, sondern besser ihn durch List zum Herausziehen seines Kopfes bewegen. Das geschieht auf ganz einfache Weise durch Beträufeln seines Körpers mit Petroleum. Dies ist ihm so fatal, daß er sofort seine Zangen öffnet und den Rückzug antritt. Wenn man dabei etwas nachhilft, so läßt er sich leicht gänzlich entfernen, und wenn man darauf die Stichstelle sofort mit einem der oben angegebenen Mittel behandelt, so wird keinerlei Schaden entstehen.

Hat man also das Pech, einen Holzbod aufzulesen, und keine Gelegenheit, unterwegs Petroleum zu erhalten, so ertrage man lieber bis zur Heimkehr den schlimmen Gast. Dasselbe gilt von unsern treuen Begleitern durch Wald und Flur, den Hund. An.

Sinnspruch.

Schwer wie ein Lastzug rollt vorbei das Unglück, das die Seele traf,
Jedoch das Glück, das rasche Glück, spielt wie ein Blitz am Telegraph.
E. Tromber.

Unsere Bilder

Aus der neutralen Schweiz. Die Schweiz, die sowohl durch ihre Liebestätigkeit als auch durch die strikte Beobachtung ihrer Neutralität sich die Anerkennung aller kriegsführenden Mächte in hervorragendem Maße erworben hat, wurde durch die Kriegserklärung Italiens vollkommen vom Weltkrieg umringt, und der Schutz ihrer Südgrenze legt ihr zu den bisherigen großen Opfern neue schwere Lasten auf. — Unsere Aufnahme zeigt einen Zug mit neu aufgebottenen Truppen auf dem Bahnhof Bern während der Fahrt zur Südgrenze.



Aus dem Leben der Feldgrauen. Eine selbstgeschaffene Badeanstalt in Russisch-Polen, die durch einen Bach fortwährend mit frischem Wasser versorgt wird. Die kleine Anlage zeugt von der Geschicklichkeit, mit der sich die deutschen Truppen in allen Lebenslagen zu helfen wissen, und die Stimmung der kleinen Gruppe spricht von dem frohen Geiste, der die Truppen erfüllt.

Aus dem Leben der Feldgrauen: Eine selbstgeschaffene Badeanstalt in Russisch-Polen. (Mit Text.)

Allerlei

Das erste Manöver eines stehenden Heeres wurde im Jahre 1608 am 15. Juni in der Oberpfalz abgehalten, bei welchem sich Kavallerie und Infanterie eine förmliche Schlacht lieferten. Noch in demselben Jahre fand dann im Herbst unweit Alzen ein ähnliches Kriegsspiel statt, bei welcher Gelegenheit man ein mit Pulver gefülltes Angetüm, das auf einem siebenfüßigen Rasse saß, in die Luft sprengte. E. R.

Schlagfertig. Goethe befand sich eines Sommers im thüringischen Bade Sulza, nicht der Körpererholung halber, sondern um seiner Vorliebe für mineralogische Studien nachhängen zu können. — Auf seinen weiteren Ausflügen ward er häufig von dem ihm befreundeten Freiherrn von Stein begleitet. Eines Tages, ziemlich weit von Sulza entfernt, wurden die beiden im Freien von einem heftigen Regen überrascht, so daß Herr von Stein zu verschiedenen Malen den Nachhauseweg vorschlug. Goethe suchte unbekümmert Steine, bis der durchnäßte Herr von Stein halb ausgebracht, halb satirisch ihn fragte: „Nun, wenn Sie denn ein so eifriger Steinverehrer sind, zu welcher Gattung zählen Sie mich?“ — „Zu den Kalksteinen,“ entgegnete Goethe schlagbereit, „denn diese brausen auf, sobald sie naß werden.“

Als der General Bonaparte den Oberbefehl über die französische Armee in Italien übernahm, fand er dieselbe in einem äußerst erbärmlichen Zustande vor. Die Soldaten litten gerabezu an allem Mangel, gingen traurig in zerlumpten Uniformen, hatten die kläglichste Verpflegung und faum ein Dach über dem Haupte. Und dabei fehlte es in der Kriegskasse völlig an Geld, auch nur die geringste Abhilfe zu schaffen! — Gleich am Tage nach des Generals Ankunft im Hauptquartier erschien ein alter Grenadier vor ihm und beklagte sich bitter, daß er so fürchtbar abgerissen gehen müsse. In der Tat war sein Ansehen ein sehr klägliches. Bonaparte, der bereits wußte, daß keinerlei Mittel vorhanden waren, half sich durch seine Menschenkenntnis aus der Verlegenheit. — „Die Klage dieses Mannes ist vollkommen begründet,“ sprach er zum anwesenden Kommissärordonnateur, „geben Sie auf der Stelle Befehl, daß seine Wünsche erfüllt werden! — Nur eins tut mir leid,“ setzte er nachdenklich hinzu, „wenn dieser Brave nun neu gekleidet sein wird, so wird man ihn für einen Rekruten halten.“ — „General!“ rief hier der Grenadier, ihn hastig unterbrechend, „lassen Sie alles, wie es ist, ich will nicht neu gekleidet sein!“

Gemeinnütziges

Kindskende. Nach dem Häuten wird sie gut gespickt, Butter und Sahne gar gebraten und die Sauce mit einem Weißwein und etwas Mehl sämig gemacht. Man gibt irgend Gemüse als Beilage oder auch Salat.

Das Vorhandensein von Vinzen auf Wiesen läßt Steinfahrt und sauren Boden erkennen. Mit der Beseitigung des schwindet auch das Unkraut. Man hat demnach für Drainage und wo diese nicht hinreicht, mit einer Kalkdüngung nachzuhelfen.

Waldmeister wächst im Garten leicht weiter, wenn die Wurzeln desselben etwas Erdballen behalten. Auch gebe man der Pflanzstelle von der Erde des ursprünglichen Standortes im Walde.

Wo Buchsbaum im Garten wächst, sollte dieser nicht den Hühnern als Auslauf freigegeben werden. Man hat oft die Erfahrung gemacht, daß die Hühner, welche vom Buchsbaum gefressen hatten, Durchfall bekamen und deren jungen Triebe des Buchsbaumes sind den Hühnern besonders schädlich.

Logogriph.

Mit D ist es gemacht zum Lächeln,
Mit H lud's im Westfalenland,
Zum Erben wir's mit K denähen,
Als Tier ist es mit L bekant.
Julius Feld.

Zilbenrätsel.

be, den dra, em, fan, ger, go,
gra, hen, ho, in, lan, ler, mur,
na, na, ne, ner, re, rie, se, stein,
te, te, u, ver, vol.

Aus vorstehenden 27 Silben sind 10 Wörter nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen berühmten Heerführer des gegenwärtigen Krieges ergeben: 1) Schlachtort auf dem östlichen Kriegsschauplatz, 2) Waffengattung, 3) Eroberte Festung im Westen, 4) Leichtes Reiter, 5) Deutscher Heldentruer, 6) Französische Hülfstruppen, 7) Eroberer einer bedeutenden Festung auf dem westlichen Kriegsschauplatz, 8) Deutscher Soldat, 9) Waffe, 10) Weisheit. Ernst Bly.
Auflösung folgt in nächster Nummer!

Problem Nr. 10

Von Adolf Steiner
Deutsche Schachzeitung
Schwarz.



Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer

Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und
von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.